

Eberhard Tröger,
Dipl.-Ing. Architekt

Guten Morgen zusammen und vielen Dank für die freundliche Einführung.

Ich werde hauptsächlich über das Thema «Dichte (und) Atmosphäre» sprechen, über welches ich das gleichnamige Buch am Lehrstuhl von Dietmar Eberle geschrieben habe. Dieses knüpft in gewisser Weise an das an, über was Richard David Precht gerade geredet hat. Ich denke, es geht auch hier um die Themen von Individualität und Gemeinschaft, die im Städtebau immer wichtiger werden. Und es geht schlussendlich auch um diese Dualität zwischen Stadt und Land, die ständig diskutiert wird, und auf die ich im Folgenden ebenfalls zu sprechen kommen werde.

Ich möchte mit der Beziehung zwischen Dichte und Atmosphäre beginnen und mit der Frage, warum man diese untersucht. Im Moment wird so viel diskutiert über dieses Thema. Dabei wird vieles auf der technischen und architektonischen Ebene verhandelt. Es ist aber schwierig, auf der atmosphärischen Ebene darüber zu sprechen. Denn obwohl so viel diskutiert wird, stehen wir alle mit einer gewissen Fassungslosigkeit in den tristen Neubaugebieten, die im Moment mit rasend grosser Geschwindigkeit aus dem Boden wachsen. Wir stehen in Räumen, die sehr viel mit ganz anderen Dingen zu tun haben als mit uns und mit dem Leben, das dort stattfinden soll. Ich denke, dass es daher sehr wichtig ist, sich mit dieser Beziehung gründlich auseinanderzusetzen. Wie kann man Phänomene der Dichte wirklich mit der subjektiven Wahrnehmung in Beziehung setzen und diese Phänomene auch für die Planung nutzbar machen? Das ist zunächst ein sehr diverses und nur schwer konkret fassbares Thema.

Als ich den Text für das Buch «Dichte Atmosphäre» fertig hatte und ihn an die englische Übersetzerin gab, hatte ich ihr den Titel «Dense Atmosphere» auf Englisch vorgeschlagen. Sie musste zuerst einmal lachen. Auf Englisch würde das eigentlich so etwas Ähnliches wie «Stupid Atmosphere» (also beschränkte, begrenzte oder dumme Atmosphäre) heissen. Das zeigt schon eine gewisse Spannweite von dem, was Dichte für uns bedeuten kann.

Nachdem es eine so grosse Diskrepanz in der Diskussion gibt, glaube ich, dass es besonders wichtig ist, nicht einfach zu diskutieren, ob Dichte per se gut oder schlecht ist, sondern darüber zu sprechen, welche Art und Weise die Ausformung einer bestimmten Dichte braucht, damit sie funktionieren kann. Das ist auch das Hauptthema des Buchs.

Ich zeige hier die erste Seite des Buches. Ich habe sie als kleines bildliches Vorwort und als Leitfrage vor das Buch gestellt: Da hat jemand in einer städtischen Brache in Berlin «Gute Laune?» auf eine Wand geschrieben. Das ist vielleicht wirklich die Grundfrage für unser städtisches Leben. Haben wir gute Laune, wenn wir durch die Städte gehen, die wir uns im Moment bauen, und durch die Städte, die wir bereits haben?

Dieses Foto symbolisiert für viele vielleicht auch das, was gerade unter Stadtplanern, Architekten, Designern usw. als etwas sehr Grundlegendes und als etwas Erstrebenswertes begriffen wird, nämlich eine gewisse Mischung, die Selbstbestimmtheit in der Stadt verspricht, die aber auch die Gefahr einer Romantisierung von Stadt beinhaltet. Eine Brache ist potenziell für jeden da. Ich kann Basketball spielen, es gibt eine Wand, die ich selbst gestalten kann, es gibt Grün, eine Bank usw. So ist eine Interaktion zwi-



1 Gute Laune?

Foto: Buch «Dichte Atmosphäre»,
Claudia Klein, Zürich/Berlin



schen Mensch und Stadt möglich, die aber auch recht viel Idealisierung hinsichtlich der Freiheit städtischen Lebens erfährt (in unserer bisherigen Erfahrung). Alle reden von diesem urbanen Lebensgefühl, aber keiner weiss so richtig genau, was das wirklich ist. Ich selbst versuche, das Wort «urban» immer ein bisschen zu vermeiden. Ich sage lieber «städtisch», und selbst da stellt sich die grosse Frage, was es wirklich ist.

Ich will Ihnen jetzt kurz ein kleines Video zumuten, weil ich finde, dass es ganz gut trifft, wie wir unsere Städte heute erfahren. Das fünfminütige Video «Die Wegbeschreibung» aus dem Jahr 1984 stammt von einem profunden Kenner des Städtischen: Gerhard Polt. Seine Protagonistin fährt durch die (Stadt-)Landschaft um München und wird von Gerhard Polt als Agglomerationsbewohner zu seinem neuen Haus dirigiert. Ich zeige es Ihnen, weil ich finde, dass es sehr vieles genauestens auf den Punkt bringt, worüber wir noch sprechen sollten.

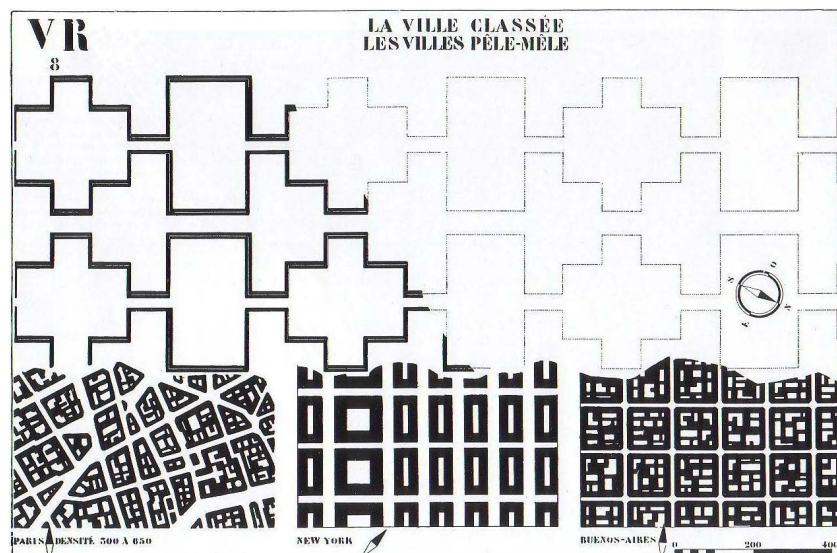
Da wir keinen Ton haben, versuche ich, Ihnen kurz zu erzählen, um was es in dem Video geht. Eine Freundin des Protagonisten (Gerhard Polt) besucht ihn auf dem sogenannten Land. Er ist in die Agglomeration von München gezogen und sucht dort das «Landleben»: «Komm doch einmal raus, damit's auch einmal einen Schmetterling siehst». In der Realität sieht man aber, wie die Freundin durch eine Landschaft voller Kieswerke, Hochspannungswerke, Umspannwerke usw. fährt. Schlussendlich landet sie in einer Reihenhaussiedlung, wo alle Häuser gleich aussehen, und er dirigiert sie sinngemäss mit den Worten: «Uns kannst du leicht finden. Wir haben einen Messingknopf an der Türe. (...) Ja, es ist halt eine grüne Lunge hier draussen.» Dabei hört man, wie Flugzeuge über die Siedlung donnern. «Es ist ja nur (und darüber hat auch schon Richard David Precht gesprochen) eine grüne Lunge, und ich bin gar nicht so wild aufs Landleben. Aber es ist halt der Kinder wegen. In zwei Jahren kommt aber



die Autobahn, und dann haben wir Anschluss an die City. Dann ist es in die City nur noch ein Klacks.» Diese undefinierbare Mischung, die wir in unseren Stadtlandschaften heutzutage erfahren, ist etwas, wovon man bis heute keinen wirklichen Begriff hat. Ist das jetzt das urbane Leben? Wir würden wahrscheinlich sofort sagen «nein». Was ist es aber dann? Und warum tolerieren wir es trotz seiner Unzulänglichkeiten?

Ich bin die Strecke aus Polts Video nochmals abgefahren. Alles sieht immer noch genauso aus, könnte man sagen. Aber eigentlich sieht es sogar noch schlimmer aus. Die offenen Flächen sind geschrumpft. Autohäuser im römischen Stil sind entstanden. Es gibt dort jetzt noch mehr Möbelzentren, Einfamilienhäuser, Grosssiedlungen, Autohändler usw. Es ist ein riesen Durcheinander. Gerhard Polt sagt in seinem Video: «Da muss ma' halt a' mal durch.» Das ist eine Mentalität, die ich für grundlegend halte für die Art und Weise, wie wir im Moment leben. Wir tolerieren die Nachteile und die Hässlichkeit dieses undefinierbaren Mischmasch, weil wir uns als Einzelpersonen einen grossen persönlichen Nutzen davon versprechen. Im Video begeistert sich der Protagonist zum Beispiel für Kieswerke und grosse Hochspannungsmasten: «Ja, das ist mit allen Schikanen usw.» Und er schwärmt von seinem neuen Heim: «Wenn du zu uns kommst, unsere Strasse heisst im Wiesengrund.» Diese schönen romantischen Namen für Dinge, die nichts mit dem Bezeichneten zu tun haben, gibt es heute noch. Wir nehmen also viele absurde Dinge und grosse Gegensätze ganz optimistisch hin, weil wir uns einen persönlichen Vorteil davon versprechen. Dadurch entsteht aber das, was er als «Mischmasch» bezeichnet. Wir müssen einfach durch einen gewissen «Mischmasch» durch und suchen dahinter unseren Ort in dieser Welt. Heute sagen wir dazu «urban sprawl» oder «Agglomeration» und finden das Ganze höchst problematisch. Die Architekturgeschichte und die Geschichte des Städtebaus sind geprägt von der Suche nach der Zauberformel, die dieses Problem lösen könnte. Eine der berühmtesten Zauberformeln ist die «Charta von Athen», aus der im Jahr 1933 Le Corbusiers Idealplanung der «Ville Radieuse» entstand.

2 Plan der «Ville Radieuse»,
Le Corbusier, 1933



In diesem berühmten Plan erblickt man etwas Totalitäres, das man sich heute nicht mehr in dieser Form vorstellen könnte. Damals aber sollte es ein Problem lösen. Man sieht im oberen Teil des Plans, wie sich die rationalistische Struktur der «Ville Radieuse» linear wie eine grosse Autobahn immer weiter und potenziell unendlich ausbreitet. Darunter sieht man Pläne der Städte Paris, New York und Buenos Aires in ihren kleinräumigen Strukturen, die man damals natürlich beklagt hat. Die grosse, reinigende und ordnende Struktur aber, die durch alles hindurch und über alles hinweg läuft, war die grosse Zauberformel. Le Corbusier nennt sie selbst «la ville classée» (die geordnete Stadt) und die traditionellen Städte hingegen «des villes pêle-mêle», also Städte des Mischmaschs. So nennt er die gewachsenen europäischen Städte, die es (zum Glück) heute noch gibt.

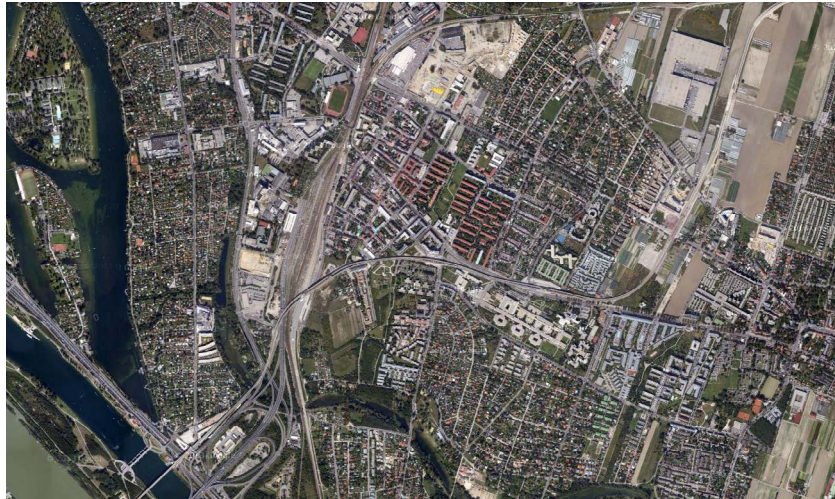
Die Formel hiess damals: Die geordnete und aufgelockerte Stadt. In der Charta von Athen gibt es dazu auch eine ganz konkrete Aussage im Punkt 32: «Richtiges Verhältnis von Baumasse zu freiem Raum, das ist die Formel, die einzig und allein das Problem des Wohnens löst.» Und es ist im Prinzip die Umschreibung des Begriffes «Dichte», über den wir heute reden. Es geht also um die Frage, in welcher Dichte und in welcher Form von Dichte wir leben wollen.

Was hat diese Zauberformel 80 Jahre später produziert?

Hier sehen wir eine Luftaufnahme der Donaustadt in Wien. Und wir sehen gut, dass nicht die angestrebte geordnete Stadtstruktur entstand, sondern dass das Prinzip der Charta von Athen wiederum eine neue Art von Mischmasch produziert hat, nämlich den Mischmasch, von dem Gerhard Polt spricht. Die Funktionstrennung hat Inselbildungen erzeugt und einen Flickenteppich aus verschiedenen städtebaulichen Formen entstehen lassen: Einfamilienhaussiedlungen, Industriegebiete, Einkaufszonen, dazwischen grosse Verkehrsachsen, die aber jeweils ohne Bezug zueinander stehen. Es besteht also kein Kontinuum einer Stadt als Ganzes. Kontinuität ist aber die Grundfrage, denn wir nehmen eine Stadt immer nur als Kontinuum wahr.

Nun könnte man fragen: Welches ist die Zauberformel für heute? Kann es überhaupt eine geben?

3 Luftbild der Donaustadt Wien.
Foto: Stadtvermessung Wien



In einer Gegenbewegung sprechen wir heute wieder über die durchmischte und verdichtete Stadt. Wir sehnen uns (zumindest in Europa) nach ein bisschen von dem Kontinuum, das die mitteleuropäische Stadt über ihre lange Geschichte auszeichnete. Wir wissen aber auch, dass diese Stadt damals zur Zeit Corbusiers grosse Probleme erzeugte, so dass wir heute natürlich nicht so leicht auf die damaligen Strukturen zurückgreifen können. Die Frage bleibt also: «Welche gültige Form kann eine zeitgenössische Stadt haben? Gibt es eine präzisere Formel dafür, wie eine Stadt heute wachsen kann?» Wenn wir uns heute umschaun, dann herrscht eine gewisse Ratlosigkeit darüber, welche Form wir unserer Stadt geben sollen. Blockrandbebauungen, Hochhäuser, Einzelblocks, Einfamilienhaussiedlungen usw. werden gleichzeitig und fast gleichwertig nebeneinander gebaut. Unsere Städte wachsen enorm, und zwar nicht hauptsächlich wegen der steigenden Einwohnerzahlen, sondern sie wachsen wegen des stark erhöhten Platzverbrauchs, den jeder Einzelne beansprucht. Deshalb wachsen die Städte sehr stark, und es werden sehr viele neue, grosse Quartiere gebaut. Dazu möchte ich kurz einen Satz von Cees Nooteboom aus einem Aufsatz von ihm vorlesen: «Auf Architekturzeichnungen ist es immer still, in Städten nie.» Ich glaube, dies ist eines der Grundprobleme heutiger Grossplanungen. Sie werden von Planern und Investoren verantwortet, die nie dort leben werden. Eigentlich geht es aber darum, wie sich der Mensch wirklich in dieser Stadt fühlt. Das ist auch der Ausgangspunkt von dem ich im Buch starte: «Wie fühlt sich der Mensch in der Stadt, und wie kann man das Ganze überhaupt fassen?»

Wenn wir über Dichte sprechen, könnte man auch mit psychologischen Begriffen darüber reden. Dichte verursacht verschiedene Assoziationen bei Menschen. Auf der einen Seite löst sie Phobien und Zwänge aus, und auf der anderen Seite gilt sie als erwünschter Lifestyle. Es sind Dinge, die wir einerseits müssen – wir können nicht anders, wir haben begrenzten Raum, wir müssen mehr verdichten – und an-

4 Dichte als Auslöser verschiedener Assoziationen: Lifestyle, Phobien, Zwänge.
Fotos: Buch «Dichte Atmosphäre», Claudia Klein, Zürich/Berlin



derseits sehnen wir uns nach Freiheit. Es gibt hinsichtlich der Dichte also eine gegenläufige psychische Bewegung in der Weise, wie wir leben können und wollen. Wir haben immer mehr Selbstbestimmung. Vorhin haben wir bereits gehört, dass diese in Zukunft noch wachsen wird. Gleichzeitig müssen wir enger zusammenrücken. Wie kann das funktionieren? Deshalb haben wir im Buch «Dichte Atmosphäre» den Blick einmal wirklich auf reale Gegebenheiten geworfen, um jenseits von irgendwelchen architektonischen Glanzstücken, einen Blick auf die Stadt wie sie heute aussieht, zu werfen.

Dazu haben wir neun Dichtekategorien festgelegt und diese in vier Städten untersucht. Der Fokus liegt dabei auf dem öffentlichen Raum, weil dies der Raum ist, der uns alle in der Stadt verbindet. Wir haben dazu eine neue Form von Bestimmung von Dichte definiert. Normalerweise wird Dichte über die GFZ (Geschossflächenzahl) definiert, die die Summe der Geschossflächen allein auf die jeweilige Grundstücksfläche bezieht. In unserer Untersuchung haben wir die Geschossflächen aber auf einen definierten Stadtperimeter inklusive der Strassen, der Plätze, also der öffentlichen Räume, bezogen. Das ergibt einen neuen Dichtefaktor, der gesellschaftliche Räume miteinbezieht. Diese Klassifizierung haben wir in verschiedenen Städten – München, Berlin, Wien und Zürich – jeweils in verschiedenen Quartieren angeschaut. Wir haben Quartiere von Dichtefaktoren unter 0,4 bis über 2,7 untersucht. Ich könnte da jetzt sehr viel darüber sagen. Es ist ein grosser Katalog im Buch dazu vorhanden, und man kann es, glaube ich, sehr genau dort anschauen und sich auch eine eigene Meinung dazu bilden.

5 Schwarzplan von vier Quartieren
(v. l. n. r.): Berlin Senftenberger
Ring, Wien Ringofenweg,
München Holbeinstrasse, Zürich
Scheuchzerstrasse
Pläne: Buch «Dichte Atmosphäre»



Stellvertretend möchte ich das Prinzip jetzt einfach kurz einmal an einem Beispiel zeigen. Dazu wähle ich eine mittlere Dichte. Das ist in dem Fall die Dichtekategorie 5, die genau die Mitte aller 9 Dichtekategorien der Untersuchung einnimmt. Es handelt sich um Dichten zwischen Dichtefaktor 1,3 und 1,5. Ich möchte sie anschauen, weil



man an dieser Dichtekategorie am besten sehen kann, wie unentschieden wir heute mit städtebaulichen Formen umgehen. Hier finden wir einerseits die problematischsten Dichten. (Ganz kleine Dichten mit Einfamilienhäusern funktionieren gut, ganz hohe Dichten in Innenstädten usw. haben sehr definierte Funktionen und funktionieren gut, die mittleren Dichten haben aber grosse Probleme.) Gleichzeitig sind die mittleren Dichten andererseits diejenigen, die wir im Moment am meisten anstreben, weil sie nämlich genau das machen, worüber vorher schon diskutiert wurde. Sie versuchen diese Sehnsucht danach, in der Stadt mit all ihren Angeboten und Möglichkeiten zu wohnen und gleichzeitig ganz ruhig im Grünen zu leben an ein und demselben Ort zu erfüllen.

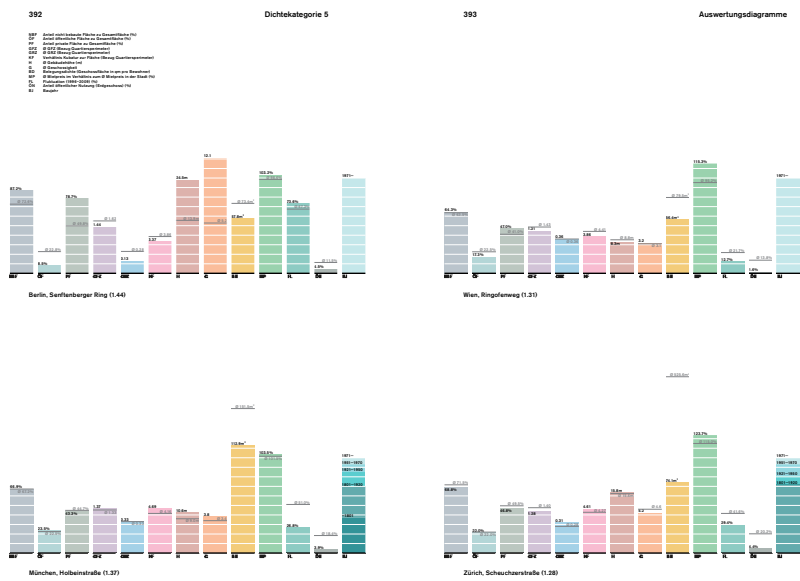
Hier sehen sie die vier Quartiere. Es ist einerseits ein Quartier um den Senftenberger Ring im Märkische Viertel in Berlin. Das andere hier links unten ist München, ein Quartier um die Holbeinstrasse, sehr nah an der Innenstadt. Rechts oben sehen wir in Wien die Siedlung Ringofenweg, wo verschiedene, auch bekannte Architekten, versucht haben, mit unterschiedlichen Strukturen zu experimentieren. Und unten rechts sieht man Zürich, das Quartier um die Scheuchzerstrasse, das viele von Ihnen wahrscheinlich auch kennen. Wenn man das Ganze einmal ein bisschen deutlicher hier im Schwarzplan anschaut, dann sehen wir unglaubliche Unterschiede zwischen diesen vier Quartieren. Das reicht von Hochhäusern und Hochhausriegeln im Berliner Märkischen Viertel über andeutungsweise Blockrandschliessungen an der Holbeinstrasse in München. Dann haben wir verschiedensten Formen wie Stadtvillen, Blockrand und Zeilen im Wiener Ringofenweg vereint. In Zürich sehen wir eine sehr gleichmässige Anordnung von einzeln stehenden Mehrfamilienhäusern, die im 19. Jahrhundert oder Anfang 20. Jahrhundert am Hang des Zürichbergs entstanden sind. Die haben alle eine ähnliche bauliche Dichte, haben aber eine total andere Ausformulierung. Es stellt sich die Frage: Was würden wir präferieren? Gibt es eine gültige Lösung? Ich denke, die Siedlung am Wiener Ringofenweg zeigt es am allerdeutlichsten. Sie stammt aus den 1980er-Jahren, also aus der Zeit der Postmoderne. Sie versucht, alle diese verschiedenen Möglichkeiten, die die anderen jeweils einzeln ausschöpfen, dort zusammenzubringen und gleichsam zu einer ganz kleinen Stadt zu machen. In der Realität funktioniert das relativ bescheiden. Trotz seiner formalen Vielfalt ist es ein Investorenprojekt, das auf grossen Parzellen entstand. Gleichzeitig versucht es, sehr differenziert mit öffentlichem Raum umzugehen, ohne viele echte öffentliche Flächen anzubieten. Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität ist frappant.

Im Buch finden sich sehr viele, sehr detaillierte Karten, in denen man die verschiedensten Faktoren in diesen Quartieren anschauen kann: von nicht bebauter Fläche, öffentlicher Fläche, GFZ, GRZ, Höhe, Geschossflächenzahl, Mietpreise, Belegungsdichte, Anteil öffentliche Nutzung, Baujahr usw. Dazu gibt es Fotomaterial, wo man sehen kann, wie sie verteilt sind und wie die verschiedenen Quartiere aussehen.

Das Ganze haben wir auch als Diagramm dargestellt. Es ist vielleicht interessant, einfach nur einmal auf die Säule des Anteils des öffentlichen Raumes zu schauen. Da sehen wir, dass in Berlin am Senftenberger Ring – das Märkische Viertel kennen Sie ja wahrscheinlich – sehr viel von diesem sogenannten halböffentlichen Raum produziert und die Baumassen sehr stark konzentriert wurden, es also sehr grosse Freiflächen hat. Wir haben einen Anteil öffentlicher Flächen von 8,5 %. Dagegen haben wir im



6 Vier Auswertungsdiagramme
(v. l. n. r.): Berlin Senftenberger
Ring, Wien Ringofenweg,
München Holbeinstrasse, Zürich
Scheuchzerstrasse,
Diagramme: Buch «Dichte
Atmosphäre»



7 Vier Quartierfotografien
(v. l. n. r.): Berlin Senftenberger
Ring, Wien Ringofenweg,
München Holbeinstrasse, Zürich
Scheuchzerstrasse
Fotos: Buch «Dichte
Atmosphäre», Michael Heinrich,
München



Viertel wie der Münchner Holbeinstrasse einen Anteil von 23,5 %, und in Zürich an der Scheuchzerstrasse, wo eigentlich lauter Einzelhäuser stehen, die sehr gleichmässig verteilt sind und man auf der Karte nicht meinen würde, dass viel öffentlicher Raum da ist, haben wir immerhin noch 22 %. Das spürt man auch im Strassenraum. Wenn man diese Quartiere betritt, dann spürt man in den Quartieren mit dem höheren Anteil wirklich auch eine Interaktion zwischen der Architektur und öffentlichem Raum. Es gibt ein feines Netz, das das Ganze durchdringt, und jeder hat einen sehr kurzen Weg von seiner eigenen Haustüre zum öffentlichen Raum. Das ist ganz anders in

Quartieren wie dem Märkischen Viertel. Man hat hier zwar eine riesige Freifläche, aber dieser halböffentliche Raum ist definitiv privater Raum. Es sind private Leute dafür zuständig. Wir sind davon abhängig, wie diese Leute diesen Raum pflegen und wie er zugänglich ist. Man kann dort oft ein Heer von Schildern wie «Nicht betreten», «Hunde sind an der Leine zu führen» usw. sehen, weil die Benutzbarkeit dieser Räume unklar ist. Die Räume sind nicht klar zugeordnet und auch nicht klar hierarchisiert. Das ist, neben dem zu grossen Massstab, ein wichtiger Teil des Ganzen. Hier sehen wir nochmals vier Bilder, wie diese Quartiere in der Bildform aussehen. Man würde nicht denken, dass sie in der gleichen Dichtekategorie liegen, denn sie zeigen neben total unterschiedlichen Ausformungen auch völlig unterschiedliche atmosphärische Stimmungen.

Was also ist Atmosphäre? Wie kann man sie fassen? Dazu gibt es zwei Definitionen von Atmosphäre. Die eine ist die der nicht beeinflussbaren Faktoren. Atmosphäre wird stark durch Wetter, Jahreszeit, Tageszeit, Licht, Lärm und solche Dinge beeinflusst. Die meisten dieser Faktoren können wir nicht wirklich beeinflussen. Sie sind einfach da und wechseln stündlich, wöchentlich, jährlich, und wir nehmen sie stark wahr. Auf der anderen Seite gibt es aber eine Form von Atmosphäre, die davon lebt, dass Dinge auf bestimmte Art und Weise zueinander stehen. Diese Konstellation von Dingen, in dem Fall von Architektur und öffentlichem Raum, können wir direkt beeinflussen. Um diese geht es im Buch. Und ich denke, diese kann man nur aus der ganz persönlichen subjektiven Wahrnehmung heraus darstellen. Man könnte natürlich grosse Umfragen machen, die vielleicht sehr aufschlussreich wären. Diese würden aber wiederum Durchschnittsdaten liefern. Ich habe hingegen versucht, die objektiven Zahlen, die wir gesammelt haben, und meine persönliche Wahrnehmung in Relation zu stellen und zusätzlich die Leute, die in den jeweiligen Quartieren leben, fotografisch darzustellen. Im Buch sind sehr viele Menschen, die dort leben, zu sehen. Dies kann zu einer gewissen Annäherung daran führen, was eine bestimmte Ausformung von Dichte an Atmosphäre generieren kann. Nun geht es wiederum um die Frage: «Wie stimme ich die Stadt?» Dazu gibt es ein schönes Zitat von Jonathan Raban in *Soft City*: «Decide who you are, and the city will again assume a fixed form round you. Decide what it is, and your own identity will be revealed, like a position on a map fixed by triangulation. Cities, unlike villages and small towns, are plastic by nature. We mould them in our images: they, in their turn, shape us by the resistance they offer when we try to impose our own personal form on them.» Ich weiss nicht, ob Sie es kennen. In diesem Zitat geht es darum, dass man eigentlich die Stadt durch seine Vorstellung selbst formt und gleichzeitig die Stadt den Menschen formt. Es geht also um Austausch zwischen Individuum und Stadt und zwischen Form und Gemeinschaft. Das ist, denke ich, die Grundfrage des Ganzen.

Ein weiteres Hauptkapitel heisst «Die Stadt als Gesellschaftsraum». Das ist natürlich im Grunde genommen etwas Selbstverständliches. Die Stadt lebt von der Gesellschaft. Die Stadt bildet aber auch immer die Gesellschaft ab, die wir leben, oder sollte sie jedenfalls abbilden. Dabei spielt der öffentliche Raum eine wichtige Rolle. Wie gesagt, wenn wir uns heute die neuen Quartiere anschauen, müssen wir uns überlegen, welche Lebensform diese Quartiere abbilden.



8 Atmosphäre hat verschiedene Gesichter.
Fotos: Buch «Dichte Atmosphäre», Claudia Klein, Zürich/Berlin



Denn es gibt noch eine dritte Form von Atmosphäre. Das ist die soziale Atmosphäre. Es geht auch darum, wie ich mich fühle – das war die Frage nach der guten Laune – wie fühlen sich die Menschen wirklich innerhalb dieses Quartiers? In Quartieren wie dem Märkischen Viertel hatte man viele soziale Probleme. In anderen Quartieren, wenn ich hier die Scheuchzerstrasse damit vergleiche, wäre es vielen vielleicht sogar zu ruhig. Es produziert eine sehr entspannte soziale Atmosphäre.

Schon früher hat man einmal versucht, die Frage der Steuerbarkeit der sozialen Atmosphäre mit dem Leitbild «Urbanität und Dichte» zu beantworten, welches in den 1970er-Jahren herausgegeben worden ist. In Deutschland zumindest war es sehr populär. Da war es ein Ausrufezeichen, ich stelle aber ein Fragezeichen dahinter. Hier sehen wir beispielsweise Neuperlach in München, eine Satellitenstadt, die genau nach diesem Prinzip entstanden ist. Heute sehen wir, dass hohe Dichte allein nicht wirklich gute Städte produzieren kann. Ich denke, es gibt verschiedenste Möglichkeiten, die funktionieren können. Es gibt heute nicht diese Zauberformel. Wir haben eine durchmischte Gesellschaft, wir haben immer mehr Individualismus, wir haben immer mehr Migration usw. Ich denke, es ist wichtig, dass jeder Teil der Gesellschaft seinen Ort in der Stadt finden kann. Also, dass jeder eine Form von Dichte findet, in der er sich wohlfühlen kann und die funktioniert.

Im Buch sind sie auf drei Gruppen verteilt. Einerseits sind es die Einfamilienhausidyllen, die in den geringen Dichten vorherrschen. Dann kommen Stadtwohnungen im Grünen in den mittleren Dichten. Und darauf folgen die innerstädtische Mischungen mit den höchsten Dichten.

In jeder dieser Gruppen kommt es darauf an, dass es feine Hierarchisierungen im öffentlichen Raum gibt, weil die Stadt immer als Wohnraum funktioniert, in dem jeder seinen Platz finden muss. Je besser das Verhältnis zwischen öffentlich und privat geregelt ist, desto besser kann ich meinen Ort finden, weil die Stadt als ein gemeinschaftlicher Wohnraum für unsere Gesellschaft funktionieren soll. Ich erzähle



dazu nur ein kurzes Beispiel: Was mir immer durch den Kopf geht sind die Balkone. Aus ästhetischen oder ökonomischen Bedürfnissen werden fast nur noch sogenannte Loggien (also ins Gebäudevolumen eingezogene Balkone) gebaut. Diese werden nach Himmelsrichtungen ausgerichtet, um möglichst viel Sonne geniessen zu können. Früher (zum Beispiel in der Gründerzeit bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts hinein) war es aber völlig klar, dass ein Balkon eine gesellschaftliche Funktion ausübt. Er wurde zur Strasse hin ausgerichtet und ragte in den öffentlichen Strassenraum hinein. So schaffte er dort eine Verzahnung zwischen Architektur, privatem Raum und öffentlichem Raum der Stadt. Es sind wirklich Verzahnungsmechanismen, die ineinander hinein ragen und sich miteinander verketteten. Das ist eine Funktion der Balkone, die vielfach verschwunden ist.

Die andere Sache ist die mit den Erdgeschossen, die immer sehr breit diskutiert werden. Man sieht oft, dass die Erdgeschossnutzung in Neuplanungen als potenzielles Allheilmittel eingesetzt wird. Ich denke aber, das funktioniert nur, wenn die Nutzung genauestens auf die jeweilige Dichte und auf die Gesellschaft, die dort lebt, abgestimmt wird. Öffentliche Erdgeschossnutzungen sind nicht in jeder Dichte wirklich sinnvoll. Man sieht da oft eine grosse Hilflosigkeit, weil dieses Verhältnis nicht stimmt und plötzlich Massagesalons und Lagerstätten im Erdgeschoss angeordnet werden, wo man eigentlich städtisches Leben (Cafés, Läden usw.) haben wollte.

Der letzte Punkt ist der des Grüns, worüber wir vorher schon andeutungsweise gesprochen haben. Ich denke, das ist eine so breite Diskussion, dass ich gar nicht so vertieft darauf eingehen will. Ich denke aber, dass es keine gute Entwicklung ist, wenn wir sagen, die Begrünung der Stadt, die durchaus für die meisten Leute eine Lebensqualität bringt, überlassen wir privaten Investoren. Es wird sehr viel über green buildings gesprochen und über green housing usw. Da wird meist gefragt: «Was kann die Architektur für die Stadt an Grün leisten?» Ich finde, dass das Grün eine öffentliche Angelegenheit ist, so wie der ganze Strassenraum eine öffentliche Angelegenheit ist, und dafür sind die Städte zuständig. Das könnte man jetzt noch diversifizieren, aber ich möchte zum Schluss sagen: Die Stadt sollte man – das ist auch ein Ergebnis dieser Untersuchung – als Lebensraum im Ganzen betrachten, also wesentlich mehr ganzheitlich anschauen und planen.

Ich denke nämlich, alle Dichten haben ihre Berechtigung und ihre Relevanz in der Stadt. Sie müssen aber genauestens auf die Bedürfnisse und Lebensweisen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, die dort leben, angepasst sein. Und dies muss hauptsächlich im öffentlichen Raum geschehen, in dem sich das Leben dieser verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen abbildet. Da geht es genau um die Frage von Individualität und Kontinuität.

Und ich denke, hier ist das Hauptelement nicht der Platz, der heute so oft als öffentliche «Piazza» betont und verkauft wird. Sondern ich denke, das wichtigste Element für unsere Städte ist die Strasse. Wenn die Strasse wirklich als fein abgestimmtes Bauwerk gestaltet wird – und dafür ist die öffentliche Hand zuständig – können verschiedenste Dichten über dieses Netzwerk von Strassen zum Kontinuum einer Stadt zusammengeführt werden. Ich denke, es ist das Allerwichtigste, dass wir wieder versuchen, eine Kontinuität herzustellen und nicht eine «Aneinanderreihung von Einzelinteressen», wie es schon Corbusier gesagt hat. Da kann die Strasse viel mehr als einzelne Plätze, die natürlich auch wichtig sind. Und sie kann auch mehr als die Architektur. Die Stras-



se wird zum eigentlichen Atmosphäregenerator. Mit der Strasse kann ich eine Stadt stimmen. Wie die Strasse gestaltet ist und wie sich der Mensch dort wiederfinden kann, ist eines der wichtigsten Mittel, mit denen ich ein neues Quartier stimmen kann. Die Strasse als Aufenthaltsort erzeugt einerseits die Atmosphäre, die in in einem bestimmten Quartier erwünscht ist, und verbindet dieses andererseits mit der ganzen Stadt und stellt deren Kontinuum her.

Ein ganz grosses Thema ist dabei auch die Adressbildung. Heutzutage werden oft Grossbauten erstellt, wo weite Wege zwischen der eigenen Wohnung und dem öffentlichen Raum bestehen. Ich denke, der Weg zwischen der eigenen Wohnung und dem öffentlichen Raum sollte so kurz wie möglich sein. Dies hat mit Parzellengrössen zu tun, es hat mit Gebäudegrössen zu tun usw. Je schneller wir Anschluss an das öffentliche Netz der Stadt finden, desto besser finden wir unseren Platz in ihr und verstehen uns als Teil des Ganzen.

In diesem Sinne könnte man auch sagen, dass man die Diskussion über die Trennung von Landschaft und Stadt nicht mehr in der Härte führen müsste. Ich denke, da hat sich unsere Gesellschaft so verändert, dass man weiche Übergänge herstellen kann und muss. Und die Strasse kann das. Es ist vorher schon gesagt worden: Das Land kann entlang des öffentlichen Wegenetzes in die Stadt wachsen, die Stadt kann aufs Land wachsen. Die Dualität zwischen böser Stadt oder gutem Land (oder umgekehrt) müssen wir heute nicht mehr diskutieren, weil beispielsweise ein gut gestaltetes Wohnquartier mehr Lebensraum und mehr Vielfalt bietet, als das es die Monokultur eines Weizenfeldes oder eines Forstes kann, die wir als Landschaft bezeichnen.

Die Schlüsselrolle im ganzen Spiel ist also der öffentliche Raum und insbesondere die Strasse. Ich habe hier noch ein schönes Zitat von Tom Sieverts gefunden, der sagt: «Vielleicht ist die kompakte Stadt auch nur ein Zwischenspiel in der Entwicklung des Zusammenlebens der Menschen: Nach evolutionstheoretischen Deutungen

9 Buch «Dichte Atmosphäre»
von Dietmar Eberle (Hrsg.),
Eberhard Tröger (Autor),
2015



gehören die Menschen zu den geselligen, in lockeren Herden lebenden Primaten, die ein Leben in der lichten Savanne und am Rande von lichten Wäldern bevorzugen.» Das hat mir gefallen, und ich denke, man sollte dies als Anstoss nehmen, über die Stadt grundsätzlicher nachzudenken und vielleicht neue Formen von Stadt zulassen, die sich auf die Diversität unserer Gesellschaft bezieht und alle Beteiligten miteinander vernetzen kann. Wir sollten über Strukturen – und das heisst: über die geeignete Form von Dichte – nachdenken, die uns eine gute Laune produziert.

Damit schliesse ich den Vortrag und das Buch und hoffe auf gute Diskussionen nachher. Vielen Dank.

Herzlichen Dank unseren Projektpartnern



Medienpartner:

